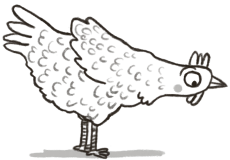


Jowi
Schmitz



**EIN HUHN
KOMMT SELTEN
ALLEIN**

CARLSEN



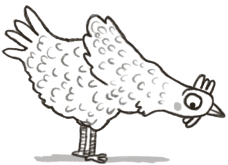
Jowi Schmitz

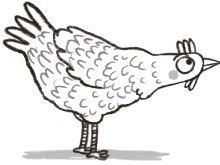
EIN HUHN KOMMT SELTEN ALLEIN

Aus dem Niederländischen
von Andrea Kluitmann

Mit Vignetten von Stefanie Jeschke

CARLSEN





MONSTER

Es ist noch gar nicht richtig dunkel, als das Geräusch plötzlich da ist. Zunächst ein wenig Geraschel draußen im Baum. Das kommt nicht von uns, unsere Geräusche kenne ich. Dieses hier ... lebt.

Von meinem Bett aus schaue ich in den blauen Frühlingsabend. Es ist noch nicht spät, aber die Straßenlaternen sind schon an und die roten Zweige der Zaubernuss werfen Schatten an meine Wand. Zuckende Streifen und Knoten und Punkte, auch auf dem Boden, auch auf dem kleinen Balkon draußen.

Ich habe meine Balkontür offen gelassen, weil ich frische Luft brauchte. Wohl nicht so eine gute Idee.

Das Geräusch ist nicht besonders laut: Ein Rascheln, ein Ticken, es ist etwas, was sich unruhig bewegt. Früher haben meine Eltern auch oben geschlafen. Jetzt schlafen sie unten, im Wohnzimmer. Das ist zu weit weg, um mich zu retten.

Das Geräusch kommt näher.

Das ist kein Mensch, eher ein Tier. Zu groß für eine Taube, und außerdem kenne ich Taubengeräusche.

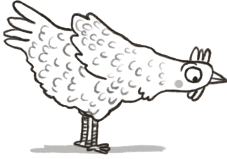
Ich setze mich auf. Es hört auf, fängt dann wieder an.

Ich lasse mich auf den Fußboden gleiten, das Bett knarrt. Ich schleiche zur Balkontür. Vielleicht ist es ein entwischter Waran. Ein giftiger natürlich. In Filmen weiß man das sofort, dann sieht man Gift aus seinem Maul tropfen. Das Tier lauert mir draußen auf, seine Zähne funkeln im Mondlicht. Völlig egal, dass das hier ein stinknormales Dorf ist, und ich ein stinknormales Kind.

Ich gehe auf meinen Balkon. Überall dunkle Flecken, Streifen und Linien. Ich spüre den Wind, ich rieche die Nacht. Nachts macht so vieles Geräusche: der Baum, das Haus, mein Herz – und dann sehe ich das Monster. Oder eigentlich: das Minimons-ter. Es ist weiß, sitzt in der Balkonecke und ist wirklich klein. Es versucht, sich noch kleiner zu machen, im Schatten zu verschwinden, den der Baum auf meinen Balkon wirft.

Ich hocke mich hin und flüstere: »Hallo.«

Das kleine Monster sagt fragend: »Tock?«



VOLLTROTTEL

Ein Huhn. Da ist einfach so ein Huhn auf meinem Balkon.

Es sagt noch einmal: »Tock?«

Ich strecke die Hand aus. Das Huhn ist überall weiß und nervös, sein Kopf ruckt hin und her.

»Was machst du hier?«, flüstere ich.

»Tock«, sagt das Huhn ein wenig zögerlich, als wüsste es das selbst nicht so genau. Oder nein, sie. Hühner sind Mädchen.

Ich bewege mich auf sie zu, ganz langsam. Sie bleibt zusammengekauert hocken.

Sie könnte nach mir picken, aber ich spüre, dass sie das nicht machen wird. Sie wird so tun, als würde es mich gar nicht geben. Ich erkenne das.

Jetzt sitze ich neben dem Huhn. Sie hat einen hübschen kleinen Zipfel auf dem Kopf. Als ich die Finger bewege, um sie zu berühren, zuckt sie zurück.

»Ich tu dir nichts«, flüstere ich.

Das Huhn schweigt.

»Ich nenne dich Tock.«

Tock bleibt reglos sitzen. Ganz langsam strecke ich die Hand

nach ihrem weißen kleinen Körper aus und streichle zum ersten Mal in meinem Leben ein Huhn.

»Sie Volltrottel!« Auf dem Parkplatz fängt plötzlich jemand an zu schimpfen. Ich schrecke auf, das Huhn auch.

»Das ist mein Platz!«

Ich stelle mich hin, das Huhn bleibt in der Ecke sitzen.

Zwischen den Zweigen der Zaubernuss kann ich auf den Parkplatz auf der anderen Straßenseite schauen. Unsere Straße ist schmal und mit ganz verschiedenen Steinen gepflastert, und der Parkplatz ist genauso unordentlich. Es gibt keine klar eingezeichneten Parkbuchten und außen herum stehen lauter zuppelige Sträucher. Mama parkt trotzdem immer an derselben Stelle.

»Weg da!«, ruft sie jetzt. Und sie hupt auch noch. Das Geräusch klingt ziemlich dünn aus ihrem kleinen roten Fiat.

Jemand entgegnet etwas, eine Männerstimme. Ich verstehe nicht, was er sagt.

Sofort danach höre ich Mama wieder: »Nein! Darauf kann ich nicht warten!«

Ich stelle mich auf die Zehenspitzen, um besser sehen zu können.

Auf Mamas Parkplatz steht ein blauer Transporter. Daneben ein riesiger Kerl, der mit beiden Händen in der Luft wedelt. Er hat eine tiefe Brummstimme. Ich weiß, wer das ist, das ist der neue Nachbar von gegenüber.

»Ja, aber ...«, brummt er.

Die neuen Nachbarn sind erst diese Woche eingezogen, aber

davor wurde schon monatelang renoviert. Mama hat das ganz verrückt gemacht, sie nennt die neuen Leute nur »die Bande von Gegenüber«.

»Ich konnte ja nicht wissen ...«, sagt der Riese jetzt.

Mama lässt ihn nicht ausreden. »Das hier hat mit Wissen überhaupt nichts zu tun.«

»Aha ...«, brummt der Riese.

Er hat blonde Haare, breite Schultern und sieht aus, als könnte er eine Kuh hochheben, und zwar mit einem Arm.

»Das war keine Absicht ...«, sagt er.

»Dann machen Sie jetzt hin!« Mama schüttelt wütend den Kopf. »Seit Monaten die Container auf dem Parkplatz. Seit Monaten dieses Hämmern und Sägen! Und jetzt auch noch der Bus!«

Die wütende Mama gibt es noch nicht lange. Sie erstaunt mich jedes Mal wieder, weil meine Mutter eigentlich eher ruhig ist.

Der Riese bleibt eine Weile reglos stehen, als würde er in aller Ruhe über ihre Worte nachdenken. Dann streckt er voll Überzeugung die Hand aus. »Ich wusste nicht, dass wir so viel Lärm gemacht haben, das tut mir leid. Habe ich mich überhaupt schon vorgestellt? Ich heiße Birk.«

Mama hat seit Kurzem Angst vor Bakterien, ich kann sehen, wie widerwillig sie Birk die Hand schüttelt. Ich bin froh, dass sie das überhaupt macht, und sich nicht gleich die Hände schrubbt.

»Hanne«, sagt sie kurz angebunden.

Plötzlich taucht noch jemand neben Nachbar Birk auf. Ein Mädchen, das keine Sekunde ruhig stehen bleibt, sondern ständig auf und ab springt.

»Soll ich ein Kreuz auf den Boden malen, Papa? Ja? Und dazu schreibe ich: »Hier wohnt das rote Auto.« Das mach ich, okay? Dann wissen unsere Gäste das auch. Gute Idee, oder, Papa?«

»Jessi ...«, sagt Birk.

Das Mädchen ist wie ein Flummi. Sie redet jetzt auch mit Mama. »Das ist ein ganz neuer Bus, wissen Sie? Also, neu alt, gerade gekauft, für zweitausend Euro! Ich dachte, dass das total viel Geld wäre. Dass man das in einen Koffer tun muss, um es tragen zu können. Aber das stimmt gar nicht! Es ist einfach ein Stapel Geldscheine! Sams gesamte Ersparnisse!«

Mama starrt Birk noch immer an und sagt nichts.

Jetzt kommt auch ein älterer Junge herbei. Bestimmt ist das Sam, er ähnelt seinem Vater, bloß dünner und dunkler. »Ich kann auch ein richtiges Schild machen?«, sagt er.

Und schließlich kommt noch ein alter Mann angeschlurft. Er hat ziemlich lange weiße Haare, die in alle Richtungen abstehen, und einen Stock; ein echter Opa. Er spricht auch wie alte Leute sprechen, ein wenig zu laut: »Das tut uns wirklich leid. Wissen Sie, wir waren nämlich völlig auf die Hühner fixiert und haben gar nicht auf Ihr Auto geachtet.«

Mama schaut von einem zum anderen.

»Und jetzt haben wir eins verloren!«, ruft das Mädchen.

»Das tut gerade nichts zur Sache, Jessi«, sagt Birk.

Ich schaue zu dem weißen Flecken neben mir und hoffe, dass Tock nicht plötzlich total viel Lärm macht.

»Ich stelle den Bus schon mal woanders hin.« Der große Junge geht weg. »Könnten Sie bitte Ihr Auto zurücksetzen?«

Alle bewegen sich durcheinander und kurze Zeit später steht Mama auf ihrem festen Parkplatz und die Nachbarn sind mit einem Korb und vielen Taschen in den Armen durch eine Seitentür in ihrem neuen Haus verschwunden. Ich bleibe noch einen Moment stehen.

Mama nimmt eine Papiertüte vom Rücksitz und geht damit zur Haustür. Ich weiß, was in der Tüte ist. Ich sehe es daran, wie sie das Ding möglichst weit von sich weg hält: die Stinkefrucht. Seit Tagen riecht unsere ganze Küche danach. Davor hat sie immer wieder andere Sachen angeschleppt: Gojibeeren, Chiasamen, unendlich viele Pillen und Pülverchen. Aber die stanken nicht. Es ist schade, dass Mama jetzt ausgerechnet an diese Stinkefrucht glaubt und die ihrer Meinung nach auch noch frisch sein muss, und das Stinken darum also immer wieder von vorne anfängt. Sie riecht nach faulen Eiern, seit hundert Jahren verfaulten Eiern.

Unter mir wird die Haustür kräftig zugeschlagen. Mama geht in die Küche. Ich sehe vor mir, wie sie den Kühlschrank aufmacht und die Tüte da rein stopft.

»Das hilft, Arthur«, höre ich sie zu Papa sagen. »Du musst das einfach weiterhin essen.«

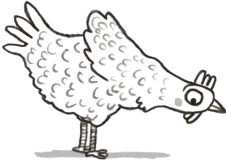
Sie kocht das Ding auch noch, um es extra weich zu machen. »Das ist Wunderobst, versuch es bitte!«

»Es gibt nur ein einziges Wunder«, sagt Papa mit seinem lieben Lachen. »Und das sind wir drei.«

Neben mir flattert Tock plötzlich in den Baum. Sie landet sicher auf einem niedrigen Ast. Danach flattert sie weiter und verschwindet im Dunkeln. Ich vermisse sie sofort.

In der Küche poltert Mama herum. Ich könnte ihr helfen. Sie findet es jetzt nicht mehr so schlimm, wenn ich noch wach bin. Ich darf echt viel mehr als früher. Aber das Blöde ist: Ich will viel weniger.

LICHT UND HIMMEL



Als wir vor zwei Monaten erfuhren, dass mein Vater austherapiert war, dachte ich zuerst: So etwas passiert uns nicht. Nicht wirklich. Es wird wieder gut. Denn in Filmen ist das auch immer so. Papa dreht Filme, also gilt das für ihn erst recht. Er weiß genau, wie man solche Geschichten erzählt. Im Film läuft es erst ganz lange total schlecht, aber nach einer Weile wird es besser. Man sieht nie, dass die Hauptperson stirbt. Schon gar nicht, wenn diese Hauptperson dein Vater ist.

Darum habe ich erst mal abgewartet. Ich habe es auch niemandem erzählt, weil ich es ja noch nicht sicher wusste. Danach habe ich es übrigens auch niemandem erzählt.

Meist saß ich auf meinem Balkon und starrte in den Himmel.

Das mögen Papa und ich beide so gern, Licht und Himmel.

Wir haben ein uraltes weißes Haus direkt gegenüber der Schule, mit einem kleinen Garten vorne und einem kleinen Garten hinten. Mein Zimmer ist vorne auf der ersten Etage. Hier oben ist dann noch das Badezimmer und das leere Schlafzimmer meiner Eltern, in dem immer mehr Kram gelagert wird.

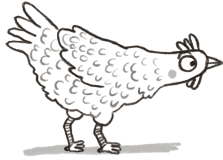
Unten ist der Flur, die Küche und das Wohnzimmer; da wird es auch immer voller.

Ich saß also die meiste Zeit auf meinem Balkon und wartete. Ich schaute auf den Schulhof, die Umbauarbeiten der Nachbarn, die roten und gelben Zaubernussbäume in unserer Straße. Das ist was Besonderes, diese lange Reihe Zaubernüsse, ab und zu kommen Leute extra hierher, um sie sich anzusehen, Leute, die besondere Bäume und Sträucher mögen. Ich wartete also und schaute zu den Leuten, die die Zaubernüsse fotografierten, aber ansonsten passierte nichts.

Oder doch, meine Mutter veränderte sich. Sie holte ständig Wunderessen ins Haus und wurde immer öfter wütend. Sie schimpfte auf die Nachbarn, den Umbau und den ganzen Müll in den Containern. Sie legte sich mit den Verkäuferinnen im Supermarkt an, und jetzt schickt sie immer mich zum Einkaufen.

»Ich habe eine ziemlich persönliche Deadline, Frank!«, hat sie gestern erst ins Telefon gezischt. Frank ist ihr Chef. Sie stand vor der Tür und telefonierte.

Wenn Papa dabei gewesen wäre, hätte er einen Scherz gemacht, dann hätte er gerufen, dass er diese Deadline ist, dass Mama ihn meint. Er hätte irgendwas aus einem Film gerufen, und dass ›*The End*‹ nicht mehr lange dauert. Aber Papa hat geschlafen.



JESSI

Sie ist plötzlich in meiner Klasse! Jessi, meine ich, das Mädchen von gegenüber. Heute ist Montag und sie erzählt was über sich. Sie hat schon gesagt, dass sie Jessi heißt und aus dem Norden der Niederlande kommt. Ich bin froh, dass sie redet, weil ich sie mir dann ansehen kann, ohne dass es komisch ist. Die letzten Tage ist Tock drei Mal auf meinen Balkon geflattert, immer nur ganz kurz, aber trotzdem. Ich glaube, dass sie in der Zaubernuss wohnt – das Huhn, nicht Jessi – und dass sie kommt, sobald sie mich hört. Ich wollte dann jedes Mal Futter für sie holen, aber ich wollte auch nicht weggehen. Also habe ich mich neben Tock gesetzt und sie gestreichelt. Daran muss ich jetzt denken, während ich mir Jessi ansehe. Sie ist ziemlich klein, hat blonde struppige kurze Haare und ein rundes Gesicht. Unsere Lehrerin hat gesagt, dass wir alle »Willkommen in unserer Klasse, Jessi«, zu ihr sagen sollten.

»Meine Mutter ist gestorben, als ich zwei war«, sagt Jessi plötzlich. Ich schrecke auf. Eine tote Mutter.

Jessi erzählt weiter. Munter, gar nicht traurig oder so, eher stolz. »Sie kam aus Brielle, genau wie mein Vater übrigens, das liegt in der Nähe von Rotterdam, und sie hieß Imre. Hier ist ein Foto.«

Jessi lässt ein Foto rumgehen. Eine blonde Frau, die total lieb und gesund aussieht. Überhaupt nicht alt genug, um tot zu sein. Jessi erzählt, dass ihre Mutter Tierschutzaktivistin war, dass sie mal Nerze befreit hat und sich an einem Baum festgemacht hatte. »Mit so einer langen Kette, mit der man Fahrräder abschließt. Und sie war eben das Fahrrad.«

Ein paar Kinder flüstern leise. Jessi ist anders als wir, das merken wir sofort. Obwohl ... Mein Vater kommt auch aus Brielle, aber das sage ich nicht. Ich sage immer möglichst wenig.

»Warum denn?«, fragt Frau Mangold, als das Foto rumgegangen ist.

»Warum denn was, Frau Mangold?«, fragt Jessi höflich.

»Warum ist sie in den Baum geklettert, was bringt das den Tieren?«

»Sie wollte nicht, dass der Wald abgeholzt wird, da gab es glaube ich seltene Fledermäuse, oder Murmeltiere, ich weiß es nicht genau. Sie war auch gegen Massentierhaltung. Die Sklaverei unserer Zeit, nannte sie das.«

Ich bin erstaunt, dass Jessi sich traut, das alles einfach so Frau Mangold zu erzählen. Sie kennt sie doch kaum.

Jessi fügt hinzu: »Der Wald hing voller Leute an Bäumen. Mein Vater hing da auch.«

»Dein Vater?«, fragt Frau Mangold.

»An einem Baum«, sagt Jessi hilfsbereit. »Obwohl er da noch nicht mein Vater war, weil ich ja noch nicht da war.«

»War er auch wegen der Murmeltiere dort?«, fragt Rocky. Die ganze Klasse lacht.

Sofort fängt Jessi an zu erklären, dass sich später heraus-

stellte, dass ihr Vater schon sein ganzes Leben lang eine Straße weiter wohnte, sich ihre Eltern aber erst in diesem Baum kennengelernt haben. Ich sehe mir inzwischen das Foto von Jessis Mutter an und kann mir kaum vorstellen, dass sie tot ist. Ich denke auch: Dieses fremde neue Mädchen weiß, wie es ist, eine tote Mutter zu haben. Sie weiß, wie so was ist. Ich bekomme davon Gänsehaut.

Als das Foto rumgegangen ist, holt Jessi ein Gefäß aus ihrer Tasche. Es ähnelt der Blumenvase in unserem Wohnzimmer, der mit den Trockenblumen.

»Da ist sie drin«, sagt Jessi. »Ich darf die Urne manchmal mit in mein Zimmer nehmen, aber meist steht Mama bei Opa.« Sie lässt das Gefäß auch rumgehen.

Jetzt sind wir echt alle still. Sogar Mo, Tim und Rocky, die normalerweise nie die Klappe halten können. Niemand wirft auch nur einen Radiergummi.

Jessi erzählt weiter, dass ihr Vater nach dem Tod ihrer Mutter eine Weile total unglücklich war. Aber dass er jetzt anderen helfen möchte. »Weil er viel gelernt hat. Darum auch unser *Zentrum für Wachstum und Veränderung*.«

»Ein spirituelles Zentrum also.« Frau Mangold dreht sich zur Klasse. »Wisst ihr, was das ist?«

»Da spirituliert man dann wohl«, ruft Mo sofort. Rocky und Tim liegen vor Lachen fast unter dem Tisch. Eine Sekunde später summen sie zu dritt »Ooohmm Kääääässssebbrot.« Jemand hält mir die Urne vors Gesicht. Ich schüttele den Kopf. Ich will sie nicht festhalten.

Jessi nickt Mo, Tim und Rocky strahlend zu. »Sehr gut.

›Ohm«, sagen sie bei uns auch manchmal. Auf der Webseite steht noch viel mehr, wir bieten vor allem stille und geführte Meditationen an. Die Webseite hat mein Bruder Sam gemacht. Er ist eigentlich Bühnenbauer, aber wenn er keine Arbeit hat, baut er Webseiten.« Jessi macht eine kurze Atempause und sagt dann: »Und könnte ich meine Mutter jetzt wiederhaben?«



GELBE HOSE

»Gehst du gleich bitte noch kurz einkaufen, Romeo, und wann ziehst du dir endlich eine saubere Hose an?«

Ich bin gerade erst aus der Schule zurück. Meine Mutter steht in der Küche und kocht Stinkezeug. Ich will nach oben.

»Ich habe keine andere Hose.« Mama mag es nicht, wenn ich von der Treppe aus rufe, aber ich mag es nicht, dass sie mich zum Einkaufen schicken will. Außerdem habe ich was zu tun: Draußen habe ich schon geschaut, ob Tock vielleicht gerade im Baum sitzt, aber ich konnte sie nirgends finden.

»Ro! Du sollst mir zuhören!«, ruft Mama mir nach, aber ich bin schon oben und durchsuche mein Zimmer. So groß ist das nicht, also bin ich schnell damit fertig: Tock sitzt nicht unter meinem Bett, nicht unter meinem Schreibtisch und auch nicht in meinem Schrank oder im Wäschekorb. Tock ist nicht da.

Ich schleiche die Treppe wieder nach unten. Meine gelbe Jogginghose trage ich nur ganz selten mal kurz nicht. Sie sitzt am besten, und alle anderen Hosen sind mir zu kurz. Meine gelbe Hose hatte ich an, als wir hörten, dass Papa nicht mehr gesund wird, das spielt irgendwie auch eine Rolle.

Als ich ins Wohnzimmer komme, sitzt Mama auf einem Stuhl neben Papas schmalen Bett und schnippelt Bohnen. Unter dem Bett liegt ihre Matratze, die zieht sie jeden Abend hervor, aber dann kann man im Wohnzimmer nicht mehr gehen. Sie wirft einen kurzen Blick auf meine Hose, sagt aber nichts.

Papa schaut fern. Ich klettere neben ihn aufs Bett, das passt so gerade eben. Früher war der Fernseher nie an, jetzt total oft. Meist hat Papa extra was für mich rausgesucht, wenn ich nach Hause komme. Er hat einen alten DVD-Player und wahnsinnig viele DVDs mit besonderen Filmen. Wenn es nach ihm ginge, würde ich mir die alle ansehen. Einmal pro Woche schauen wir auch ganz normal fern, so wie jetzt, *Herzenswunsch*. Das machen wir, weil das Krankenhaus die Sendung empfohlen hat. Der Arzt meinte, es wäre gut, ab und zu miteinander darüber zu reden. »Übers Sterben.«

Dieses Mal handelt die Sendung von einem Mädchen, das wahrscheinlich etwas älter ist als ich. Sie heißt Cindy. Sie ist bleich und dünn und unter ihrer Nase hängt ein kleiner Plastikschlauch, durch den sie Sauerstoff bekommt, wie ein Schnurrbart. Sie ist auf dem Weg nach Walibi.

»Ich will in die Achterbahn«, sagt sie zu ihren Eltern. »Walibi hat die besten Achterbahnen.« Ihre Eltern schauen besorgt.

»Ist eine Achterbahnfahrt möglich?«, ertönt das Voiceover. »Kann man das verantworten? Die Ärzte zögern.«

»Lasst das Kind doch fahren!« Papa legt einen Arm um mich. Ich will nicht einkaufen, auch nicht später. Ich will hier sitzen bleiben. Nach der Schule muss man draußen sowieso vorsichtig sein. Dann sind Mo, Tim und Rocky immer auf der Straße.

Jetzt meldet sich der Arzt zu Wort, der irgendwas über Blutdruck erzählt.

»Als ob das nicht egal wäre«, sagt Papa. »Sie stirbt sowieso.«

»Arthur«, sagt Mama tadelnd.

»Ist doch so?«, sagt Papa. Ganz kurz drückt er meine Schulter.

»Hast du auch einen Herzenswunsch, Papa?«, frage ich plötzlich.

»Oh«, sagt Papa. Ich merke, dass er echt nachdenken muss.

»Möchtest du noch wohin? Noch mal eine Reise machen? In dein altes Dorf? Oder nach Brielle? Wusstest du übrigens, dass ich ...« Ich will von Jessi erzählen, aber jetzt unterbricht mich Mama.

»Brielle«, sagt sie, »da sehe ich sofort die Maas-Ebene vor mir! Weißt du noch, dass sie da immer Toten-Gedenkfeiern an dieser großen Kirche abhielten, Arthur? Oder war das irgendwo anders?«

»Das würde auf jeden Fall gut passen«, sagt Papa grinsend.

»Und erinnerst du dich noch an unseren Amerika-Urlaub, Arthur?« Mama redet weiter. Sie ist mit ihren Bohnen fertig und streichelt über mein Bein. »Da warst du erst zwei, Ro«, sagt sie. »Wir sind von Las Vegas ins Mojave Desert gefahren, das ist eine Wüste.« Sie schaut mich kurz an und ich nicke, als hätte ich das schon gewusst.

»Mojave, das klingt auch so wüstenmäßig«, sagt sie verträumt. »Und wir sind natürlich die Route 66 gefahren, durchs Death Valley ...«

»Das habe ich damals gefilmt«, ergänzt Papa. »Ich frage mich, ob ich die Aufnahmen noch irgendwo habe. Wie auch immer,

die Maas-Ebene ist natürlich eine Ecke näher als Amerika – ach, ich muss auch nirgends hin«, unterbricht er sich selbst. »Kenn ich alles schon.« Er spricht jetzt mit einem dicken amerikanischen Akzent, als würde er Sätze aus einem Film sagen.

»Ist dir mal ein Meteorit aufs Dach gefallen?«, frage ich.

»Das nicht.«

»Bist du vom Blitz getroffen worden?«

»Auch nicht.«

»Hast du Gott gesehen?«

Papa fängt wieder an zu grinsen. »Kommt vielleicht noch.«

»Ich erinnere mich vor allem an das unendliche Rot«, sagt Mama verträumt. »Und dass du die ganze Zeit so glücklich warst.« Sie sieht Papa mit feuchten Augen an. »So viel Licht und Luft.«

»Ja, stimmt«, sagt Papa. »Da würde ich schon noch mal hin wollen.«

Ich nicke, aber ich denke dabei: So weit weg, das kann ich niemals organisieren. »Und die Maas-Ebene?«, frage ich deshalb. »Würdest du da noch mal hin wollen? Die ist näher.«

Im Fernsehen wird Cindy samt Bett zur Achterbahn gerollt. Alle schauen besorgt, außer Cindy. »Das hier ist so cool«, sagt sie. Ihr Schnurrbartschlauch ist ein wenig verrutscht.

»Los«, sagt Mama zu sich selbst. Sie steht auf, um die Bohnen in die Küche zu bringen.

Cindy wird von ihrem Sauerstoffapparat abgekoppelt. Der Vater hebt sie aus dem Bett. Sie ist ein langer weißer Faden in seinen Armen. Wir können sehen, dass der Vater weint. Er setzt Cindy vorn in die Achterbahn und setzt sich daneben. Er legt

einen Arm um seine Tochter, ungeschickt, weil der Sicherheitsbügel im Weg ist. Er weint noch immer, die Tränen rollen unaufhörlich über sein Gesicht. Cindy dagegen guckt total froh.

Ich schaue zu meinem eigenen Vater, der auf den Fernseher starrt. Cindy umklammert den Bügel mit beiden Händen.

»Wartet!« Das ist Cindys Mutter, die vorher erzählt hatte, eine Mordsangst vor Achterbahnen zu haben. »Jetzt oder nie«, sagt sie. Sie will doch mit. Der Bügel wird wieder losgeklickt. Die Mutter setzt sich an Cindys andere Seite. Die Achterbahn fährt los, wir sehen ihre Gesichter, ruckelnd beim Anstieg. Besonders die Mutter schaut, als hätte sie Todesangst. Höher und höher, immer höher, bis der Wagen auf dem allerhöchsten Punkt anhält – und dann in die Tiefe stürzt. Die Mutter hat die Augen geschlossen, der Vater weint noch immer, Cindys Gesicht ist ein einziger froher Riesenschrei.